

Binarität brechen: Datenerhebung und -analyse inklusiver gestalten

Carla Rainer und Luise Stoisser

Abstract

Geschlechtsspezifische Indikatoren und Genderstatistiken verstehen Gender meistens als binäre und statische soziodemografische Variable. Nicht normative Identitäten, wie trans und nicht-binär, werden nicht berücksichtigt. Vor diesem Hintergrund diskutiert dieser Artikel, wie derzeit mit nicht-binären Identitäten in der quantitativen Forschung überwiegend umgegangen wird. Er beschäftigt sich mit Möglichkeiten quantitative Erhebungsinstrumente inklusiver zu gestalten, um dann auf die Limitationen solcher Instrumente einzugehen. Abschließend weist der Artikel auf die notwendige qualitative Kontextualisierung nicht-binärer Lebensrealitäten sowie auf ein explizit intersektionales Verständnis von Geschlecht hin.

Einleitung

Gender^I (wir verwenden den englischen Begriff hier synonym mit dem deutschen „sozialen Geschlecht“) ist nicht nur ein soziales Identitätsmerkmal, sondern auch ein analytisches Werkzeug mit dessen Hilfe sozioökonomische Strukturen und Realitäten besser verstanden werden können – ein Werkzeug, das vor allem in den letzten Jahrzehnten für ein besseres Verständnis von geschlechtsbedingten Ungleichheiten gesorgt hat (Scott 2010). Vermeintlich geschlechtsneutrale Bereiche können daraufhin untersucht werden, ob und wie das soziale Geschlecht Erfahrungen und Lebenssituationen auf einer individuellen und strukturellen Ebene beeinflusst. Während geschlechtsspezifische Indikatoren hier wichtige Informationen liefern, wird Gender dabei jedoch weitgehend als binäre und statische soziodemografische Variable verstanden. Nicht normative Identitäten, wie beispielsweise trans und nicht-binär, werden nicht berücksichtigt (Chanfreau 2021).

An dieser Stelle wollten wir eigentlich auf die Zahl der Menschen, die sich in Österreich nicht mehr mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren, aufmerksam machen. Diese Zahl gibt es jedoch nicht. Es gibt lediglich (wenn auch wichtige) Schätzungen von der Österreichischen Sozialversicherung. Diese setzen trans bzw. nicht-binär sein aber mit geschlechtsanpassenden Operationen und verordneten hormonellen Therapien gleich und zeigen somit nur Personen auf, die einer körperlichen Veränderung nachgehen, was bei Weitem nicht alle nicht-binären und trans Personen umfasst. Das Fehlen von inklusiven Statistiken, die nicht-binär als Geschlechtsidentität anerkennen, reproduziert ein Narrativ der Vernachlässigbarkeit und kann dazu führen, dass die Existenz und Rechte nicht-binärer Personen in der Gesellschaft weiterhin ignoriert werden. Diese Unsichtbarkeit kann die Herausforderung der Anerkennung von nicht-binären Personen verstärken.

Nicht-binäre Menschen begreifen sich weder als (nur) männlich noch (nur) weiblich

(Monro 2019). Nicht-binär ist ein Begriff, der verschiedene und sich andauernd weiterentwickelnde Geschlechtsidentitäten – abseits vom binären Geschlecht – umfasst. Zum Beispiel identifizieren sich nicht-binäre Menschen oft auch als intergender, androgyn, demigender, agender, oder genderfluide (Matsuno/Budge 2017) – was diese Begriffe genau für eine Person bedeuten, ist sehr individuell. Viele nicht-binäre Menschen verwenden gender-neutrale Pronomen, wie zum Beispiel they/them im Englischen, Neopronomen wie dey oder xier im Deutschen oder gar keine Pronomen (Herdt 1996). Wie nicht-binär und trans analytisch voneinander abzugrenzen sind, wird je nach Kontext verschieden gehandhabt. Zum einen können nicht-binäre Identitäten den trans Identitäten zugeordnet werden – als all jene, die nicht cisgender sind und sich somit nicht mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren.² Zum anderen kann zwischen nicht-binären und trans Identitäten, die sich im binären Spektrum verorten unterschieden werden – zum Beispiel jemand, der bei der Geburt das weibliche Geschlecht zugewiesen bekommen hat, sich aber als (trans) Mann identifiziert. Ob man als trans Person die eigene Geschlechtsidentität als nicht-binär oder binär wahrnimmt ist individuell. In diesem Artikel verwenden wir nicht-binär als Gruppe von Menschen, die sich *nicht* mit dem binären Spektrum identifiziert was dem Großteil der akademischen Forschung zu Nicht-Binarität entspricht (Monro 2019; Matsuno/Budge 2017).

Nicht-binäre Personen sind in Daten oft unsichtbar

In Bezug auf nicht-binäre Identitäten erweisen sich bestehende Datensätze als unzureichend. Statistiken behandeln das Geschlecht weitgehend als binär (oder immer noch erst gar nicht); sie lassen also nur die Kategorien „Mann“ und „Frau“ zu bzw. werden nur diese beiden Geschlechter in Forschungsergebnissen aufgezeigt. Nicht binäre Personen werden so gezwungen, sich einer binären Kategorie zuzuordnen oder – wenn sie beide Kategorien bzw. keine ankreuzen – fallen sie als fehlerhafter Eintrag aus dem Datensatz und werden in Studien gar nicht repräsentiert (Baker et al. 2018). Und auch wenn versucht wird, ein binäres Verständnis in der Datenerhebung zu durchbrechen – was immer häufiger vorkommt – treten Hürden auf, die eine Repräsentation nicht-binärer Menschen erschweren. Hier ein anschauliches Beispiel: In der österreichischen Integrationsbefragung aus dem Jahr 2022 war es möglich, zwischen drei Geschlechtsausprägungen zu wählen: „männlich“, „weiblich“ oder „anderes“. Die Statistik Austria merkt jedoch an, dass nur eine „geringe Fallzahl“ der Ausprägung „anderes“ erhoben wurde, weshalb jene Datenpunkte in dieser Form nicht verarbeitet werden konnten (Statistik Austria 2023). Statistisch gesehen ist die geringe Fallzahl tatsächlich aus zwei Gründen problematisch: Erstens können keine statistischen Tests durchgeführt werden, bei denen zum Beispiel Mittelwerte zwischen Gruppen verglichen werden sollen. Man kann also zum Beispiel die Kategorie „anderes“ nicht mit „männlich“ oder „weiblich“ vergleichen. Zweitens können geringe Datenpunkte in einer Kategorie ein Risiko für die Anonymität der befragten Personen darstellen. Wenn man zum Beispiel eine Befragung zu politischen Einstellungen an einer Schule, in der einige wenige nicht binäre Menschen sind, durchführt könnte in Kombination mit anderen Personenmerkmalen die politische Einstellung dieser nicht-binären Menschen identifiziert werden.

Wie geht man nun in so einer Situation mit geringen Fallzahlen vor? Die Statistik

Austria koppelte die Daten mit dem Zentralen Melderegister (ZMR) und ersetzte Einträge der Kategorie „anderes“ bzw. fehlende Einträge mit binären Daten aus dem ZMR. Dass so eine Vorgehensweise problematisch ist, da sie nicht-binären Menschen eine binäre Kategorie aufdrückt, ist offensichtlich. Als Alternative hätte man die Datenpunkte aus der Befragung ausschließen können, somit aber nicht-binäre Menschen komplett aus den Daten gelöscht. Nicht-binäre Menschen würden so also gar nicht in offiziellen Statistiken repräsentiert werden. Die Lösung von der Statistik Austria ist somit das geringere Übel, wenn zu allen dargestellten Ergebnissen eine aktive Reflexion und Beschreibung zur Missrepräsentation nicht-binärer Lebensrealitäten vorliegt. Gloria Fraser argumentiert hier außerdem, dass zumindest durch deskriptive Statistiken aufgezeigt werden sollte, dass nicht-binäre Menschen im Datensatz vorhanden sind. Außerdem könnten in Langzeitstudien die Daten zusätzlich über die Zeit hinweg aggregiert werden, um ein größeres Sample an nicht-binären Menschen zu erhalten (Fraser 2018).

Warum nicht-binäre Personen in Daten oft fehlen

Nicht-binäre Menschen sind eine Minderheit, die allein deshalb schwer zu sampeln ist. Wilson und Meyer (2021) zeigen, dass sich ein Anteil von 11 % der LGBT Population in den USA als nicht-binär definiert – das sind 1,2 Millionen Menschen. Auch wenn diese Zahl die US-amerikanische Bevölkerung nicht ganz repräsentiert, zeigt sie doch, dass nicht-binäre Menschen bei einer Bevölkerung von über 300 Millionen in der Minderheit sind. Statistisch gesehen ist dies aber kein unübliches Problem: Minderheiten in quantitativer Forschung zu repräsentieren wird akademisch viel diskutiert (Fraser 2018). So könnte man zum Beispiel explizite convenience samples (also keine repräsentativen Stichproben) von queeren Personen nehmen oder repräsentative Surveys gestalten, in denen man nicht-binäre Menschen aktiv oversampled. Der passende (und oft trotzdem unzureichende) Ansatz hängt natürlich auch von der konkreten Fragestellung eines Forschungsprojekts bzw. vom Kontext der Datenerhebung ab.

Während Österreich dem Europäischen Gerichtshof 2018 zwar zustimmte, dass die selbstbestimmte Wahl der Geschlechtsidentität ein Menschenrecht ist, bleibt diese Wahl nicht-binären Menschen weiterhin untersagt. So ist bei der Geburt zwar eine Eintragung als „inter“, „divers“, „offen“, oder „keine Angabe“ durch medizinisches Personal möglich, für eine eigenständige Änderung von „männlich“ oder „weiblich“ zu einer der vier Bezeichnungen ist aber ein Fachgutachten notwendig. Die Möglichkeit sich ohne dies rechtlich als „nicht-binär“ zu identifizieren gibt es nicht. Für viele nicht-binäre Menschen ist es durch eine solche Pathologisierung und dieses biologisch-deterministische Verständnis unmöglich, eine Geschlechtsänderung zu beantragen. Andere wollen diese Möglichkeit auch gar nicht wahrnehmen, da sie sich in den vorhandenen Kategorien nicht repräsentiert fühlen, die administrativen Hürden zu abschreckend finden oder weil sie mit einem nicht-binären Geschlechtseintrag im ZMR und Pass Diskriminierung fürchten.

Ähnliche Probleme gibt es auch bei Surveys: die Kategorie „anderes“, zum Beispiel, lässt zwar ein „drittes Geschlecht“ zu, ist aber keine einladende, sondern eine ausgrenzende Bezeichnung. Diejenigen, die nicht in die traditionellen Geschlechterkategorien passen als „anders“ zu bezeichnen verstärkt ein binäres Verständnis von Geschlecht, in

dem männlich und weiblich als normative Standards gelten. Das könnte dazu führen, dass nicht-binäre Menschen keine Kategorie ankreuzen oder doch jene Kategorie, die in ihrem Pass steht, weil es nun mal die offizielle und rechtlich verankerte Beschreibung ist – auch wenn sie nicht deren Lebensrealität widerspiegelt. Die Kategorie „divers“, die auch häufig verwendet wird, wirkt hier schon weniger stigmatisierend.

Erhebungsinstrumente inklusiver gestalten

Es gilt, Erhebungsinstrumente inklusiver zu gestalten, sodass nicht-binäre Menschen akkurat repräsentiert werden. Konkret bedeutet das, Raum für alle Geschlechtsausprägungen zu lassen und zu bedenken, dass nicht alle Menschen cisgender sind (Fraser 2018). Nicht-binär ist ein Spektrum und keine statische Identität; Es gibt nicht den einen klar definierbaren Terminus, der alle nicht-binären Lebensrealitäten akkurat abbildet und mit dem sich alle nicht-binären Menschen wohl fühlen. Um inklusiv und respektvoll mit nicht-binären Menschen umzugehen, ist es wichtig deren Selbstidentifizierung zu berücksichtigen (Burtscher/Spiel 2020). Ideal wäre es also es jeder Person selbst zu überlassen ihre Geschlechtsidentität zu beschreiben. Natürlich ist es in quantitativer Forschung nicht so einfach eine Vielzahl an unterschiedlichen Geschlechtsidentitäten in statistischen Erhebungen zu inkludieren. Eine endlose Liste an Kategorien und Selbstbeschreibungen kann generalisierbare Aussagen verhindern, Inkonsistenzen zwischen Datensätzen hervorbringen und die Vergleichbarkeit zwischen Studien behindern.

Auch bei fest vorgegebenen Kategorien treten statistische Probleme auf: Menschen verstehen unterschiedliches unter einem Begriff und ordnen sich demnach auch unterschiedlichen Kategorien zu. Was genau eine Kategorie „divers“ oder „anderes“ misst, ist oft unklar. Erstens, ist ungewiss ob eine Geschlechtskategorie tatsächlich von unterschiedlichen Personen in unterschiedlichen Befragungskontexten, aber auch innerhalb einer Befragung, gleich verstanden wird (Reliabilität). Wird ein trans Mann in Österreich zum Beispiel die Kategorie „anderes“, oder die Kategorie „Mann“ ankreuzen? Werden alle nicht-binären Personen die Kategorie „divers“ wählen, oder doch die Kategorie, die in ihrem Pass steht? Zweitens – und noch viel wichtiger – muss hinterfragt werden, was Geschlechtskategorien messen sollen (Validität)? Allgemeine Geschlechtskategorien wie „anderes“ und „divers“ messen im besten Fall die nicht-Konformität mit einem binären Verständnis von Gender, sind aber in keinem Fall akkurate Beschreibungen von tatsächlichen Geschlechtsidentitäten.

Als Alternative zu einigen wenigen vorgegebenen Kategorien stellt Fraser (2018) einen sogenannten „two-step“ Ansatz vor: eine offene Frage zur Geschlechtsidentität in Kombination mit einer drop-down Liste, die die Befragten dazu auffordert anzugeben, ob sie sich mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Im Zensus für England und Wales wurde 2021 das erste Mal mit solch einem two-step Ansatz gearbeitet. Bei einer Antwortquote von 97 % der rund 60 Millionen Einwohner:innen, gaben 30,000 Menschen an sich als nicht-binär zu identifizieren. Das britische Äquivalent zur Statistik Austria erklärte, dass ein nicht-binäres Verständnis von Geschlecht die Antidiskriminierungspflichten im Rahmen des nationalen Gleichstellungsgesetzes unterstützt und bei der Zuweisung von Ressourcen und der Entwicklung von Gleichstellungsstrategien helfen würde (UK Office for National Statistics 2021). Obwohl

dasselbe auch für andere Nationen, wie auch Österreich gilt, werden nicht binäre Menschen weiterhin nicht anerkannt. Ohne inklusive Erhebungsinstrumente und Personenregister wird es auch weiterhin keine korrekten Zahlen in Österreich geben.

Zusätzlich gibt es auch mixed-methods (also eine Kombination aus quantitativen und qualitativen Methoden) Ansätze: Baker et al. haben sich zum Beispiel die ‚Survey Marginalien‘ angeschaut – also die unerwarteten Antworten, die Menschen in einer schriftlichen Befragung preisgeben, indem sie zum Beispiel am Rand von Umfragebögen Notizen machen. So haben sie Menschen identifiziert, die sich abseits der vorgegebenen Kategorien begreifen und deshalb in den Befragungsdaten als fehlerhafter Datenpunkt klassifiziert wurden.

Reflexionen zur Validität und Reliabilität sowie Operationalisierungsprobleme sind nichts Neues und Unüberwindbares in quantitativer Forschung. Datensätze sind notwendigerweise eine reduzierte Abbildung der Realität, und bei jeder Klassifizierung stellt sich die Frage, was genau gemessen wird? Die Sozialwissenschaften beschäftigen sich seit jeher mit komplexen Themen, die – trotz imperfekter Erhebungsinstrumente – wichtige Ergebnisse liefern. Es ist wichtig solche Überlegungen vermehrt auf die analytische Kategorie Gender anzuwenden, um zu identifizieren, ob und wie nicht-binäre Personen in quantitativen Daten akkurat dargestellt werden.

Nicht-binäre Identitäten in den Fokus rücken

Das Thema der nicht binären Geschlechtsidentitäten sollte sich nicht nur auf die Integration von nicht-binären Identitäten in personenbezogenen Analysen beschränken. Obwohl diese Form der Anerkennung unzweifelhaft ein bedeutender Schritt Richtung Inklusion ist, besteht bei zu starkem Fokus auf diese Thematik das Risiko, andere wichtige Aspekte zu übersehen. Es geht nicht nur darum, ein Kästchen für „nicht-binär“ bei Datenerhebungen anzubieten, sondern vielmehr darum, die Erfahrungen von nicht binären Personen in der Forschung und letztendlich in der Politik in den Mittelpunkt zu stellen. Dafür ist es wichtig, den spezifischen Lebensrealitäten genauer Aufmerksamkeit zu schenken; eine einzelne Frage zur Genderidentität ist dafür nicht ausreichend. Nur durch eine weiterreichende Identifikation von systematischen Ausgrenzungen können Barrieren zur gesellschaftlichen Teilhabe gezielt adressiert werden.

Das US Trans Survey ist ein Beispiel für solche gezielteren Befragungen (James et al. 2016; US Transgender Survey 2022). Es legt einen besonderen Schwerpunkt auf die sozialen Determinanten von Gesundheit. Die meisten Gesundheitsumfragen berücksichtigen oft nicht die spezifischen Erfahrungen von nicht-binären Menschen, wodurch individuelle und kollektive Herausforderungen, mit denen nicht-binäre Personen konfrontiert sind, übersehen werden.

Aus den Daten des 2015 US Trans Surveys ging zum Beispiel hervor, dass 70 % der nicht-binären Personen das Bedürfnis nach einer geschlechtsspezifischen Beratung hatten, aber nur 31 % von ihnen Zugang zu psychologischen Diensten hatten, im Vergleich zu 73 % trans Männern und Frauen. Eine ähnliche US-Amerikanische Studie kommt zum Ergebnis, dass nicht-binäre Menschen berichten mit den falschen Pronomen angesprochen zu werden und nicht als die eigene Geschlechtsidentität „gelesen“ werden – häufiger als trans Männer oder trans Frauen (McLemore 2014). Zwei vielversprechende

Aspekte sind hier hervorzuheben: Zum einen wurde zwischen mehreren nicht normativen Geschlechtsidentitäten unterschieden und damit die Unterscheidung zwischen trans und nicht-binär eingefangen. Zum anderen wurden die Umfragen gezielt auf nicht normative Identitäten ausgerichtet und damit ein detaillierterer Einblick in deren Lebensrealitäten ermöglicht. Eine allgemeine Studie, die sich mit der Inanspruchnahme von therapeutischen Diensten beschäftigt, würde – auch wenn es die Möglichkeit gibt, „nicht-binär“ anzukreuzen – nicht unbedingt eine Frage nach geschlechtsspezifischer Betreuung stellen. Auch eine Frage nach den von Mitmenschen verwendeten Pronomen würde in einer Umfrage, die cis Personen als die überwiegende Zielgruppe einer Befragung heranzieht, nicht gestellt werden. Solche statistischen Erhebungen können dazu beitragen, dass den Barrieren, die nicht binäre Menschen in ihrem Alltag begegnen, mehr Aufmerksamkeit gegeben wird und zu möglichen zielorientierten Maßnahmen wie einer Verbesserung des Gesundheitssystems beitragen (Kattari et al. 2016; Baker et al. 2018).

Quantitative Methoden reichen nicht

Der leitende Forscher des US Trans Survey, Sandy E. James, betont, dass quantitative Daten explorative Erfassungen von nicht-binären Lebensrealitäten nicht ersetzen, sondern lediglich ergänzen (Mithani 2022). Während erstere zwar oft wertvolle Trends und Muster liefern, fehlt ihnen oft der notwendige Kontext, um Diskriminierungserfahrungen, deren Auslöser und Folgen im Detail zu verstehen. Qualitative Methoden, wie Interviews und Fokusgruppen können der Forschung und der Politik helfen Diskriminierungserfahrungen und die individuellen Interpretationen solcher im Detail zu verstehen und Antidiskriminierungsmaßnahmen zu ihrer Bekämpfung adäquat zu gestalten.

Qualitative Forschung stärkt die Position der teilnehmenden Personen, indem ihren Perspektiven und Erfahrungen mehr Raum für Ausführung gegeben wird. Ali und Sichel (2018) sprechen in diesem Kontext von einem „humanisierenden“ Ansatz, bei dem forschende und teilnehmende Personen gleichberechtigt sind und ein kritisches Bewusstsein für den Kontext des Interviews auf beiden Seiten existiert. Demnach ist es 1) erforderlich, die teilnehmenden Personen als „Mitschöpfer:innen“ wissenschaftlicher Erkenntnisse zu betrachten, 2) müssen die forschenden Personen reflektieren, wie ihre eigenen Perspektiven und Positionen die Forschungsarbeit beeinflussen können und 3) ist die Kontextualisierung von Unterdrückung von großer Bedeutung. Dies bedeutet nicht nur die Erforschung der erlebten Unterdrückungserfahrungen, sondern auch die Analyse der Kontexte und Strukturen, die diese Unterdrückung aufrechterhalten. Halbstrukturierte Interviews eignen sich gut für diesen humanisierenden Ansatz, da die forschende Person das Gespräch ohne es zu diktieren leitet und die teilnehmende Person die Möglichkeit hat die Interaktion zu lenken (Seidman 2006).

Darüber hinaus, sind auch Fokusgruppen besonders geeignet genderspezifische Lebensrealitäten und Erfahrungen zu erfassen (Montell 1999; Barbour 2008). Denn die Position der forschenden Person ist noch mehr eine moderierende, was zu einer besonders flachen Hierarchie führt (Lessa 2021) und ein Gemeinschaftsgefühl zwischen den teilnehmenden Personen ermöglicht den Austausch zu sensiblen Themen, die

unter anderem auf kollektiven Erfahrungen basieren können (Wilkinson 1999). Die gesammelten Daten bestehen dann auch aus den Interaktionen innerhalb der Gruppe (Braun/Clarke 2013).

Qualitative Ansätze eignen sich auch besser intersektionale Positionen zu erfassen und die Machtsysteme, die auf solche Positionen einwirken zu dekonstruieren (Fish/Russell 2018). Dieser Nutzen wird in der qualitativen Arbeit von Bowleg (2008) deutlich, in der die Teilnehmerinnen als schwarze lesbische Frauen die eigenen Erfahrungen mit Diskriminierung nicht jeweils Rassismus *oder* Sexismus *oder* Homophobie, sondern der Relationalität aller drei Machtsysteme zuordnen. Dieser Grad an Spezifität kann von quantitativen Ansätzen, die sich weitgehend darauf beschränken diese Erfahrungen als additiv zu testen, nur schwer erfasst werden. Gleichzeitig bringen qualitative Erfassungen wie diese den Nachteil mit sich, dass die Ergebnisse aufgrund der geringen Stichprobengröße nicht verallgemeinert werden können.

Intersektionale Auffassung von Geschlecht

Eine intersektionale Auffassung von Gender ist von entscheidender Bedeutung, denn Geschlecht existiert nicht isoliert; es überschneidet sich mit anderen Identitätskategorien wie Race, Klasse, Ethnizität, Sexualität, Behinderung und Alter. Das Konzept der Intersektionalität stammt aus dem rechtlichen Kontext, in welchem Kimberlé Crenshaw (1989) auf die Schwächen der bestehenden Antidiskriminierungsgesetze, die Überschneidung mehrerer Unterdrückungssysteme zu verstehen, aufmerksam machte.³ Der intersektionale Ansatz erkennt an, dass die Lebensrealitäten der Menschen durch überlappende und verschränkte Identitäten geprägt werden. Wenn Geschlecht durch eine intersektionale Linse betrachtet wird, können komplexe und multiple Formen der Unterdrückung aufgedeckt werden, die in einer singulären Betrachtungsweise verborgen bleiben würden. Ein Nichtberücksichtigen dieser Überschneidungen birgt das Risiko, die komplexen Dynamiken zu sehr zu vereinfachen. Obgleich es wertvolle Kritik an dem Konzept von Intersektionalität gibt (siehe zum Beispiel Puar (2007) und Davis (2008)), hat es sich zu einem weithin akzeptierten Ansatz entwickelt, der zunehmend auf Forschungsparadigmen und -fragen angewandt wird. Bowleg (2008) empfiehlt, sich bei der Anwendung von Intersektionalität in der Forschung auf von Vorurteilen und Diskriminierung hervorgerufenen Erfahrungen, wie beispielsweise erhöhter Stress und Druck die eigene Identität navigieren zu müssen, zu konzentrieren sowie die Wechselseitigkeit zwischen mehreren Identitätskategorien anzuerkennen, statt sich nur auf demografische Fragestellungen zu verlassen und Identitätskategorien als unabhängig voneinander zu betrachten.

Darüber hinaus muss die Diskussion von Geschlechtsidentität im Westen, und somit auch in Österreich, in einen transnationalen Kontext eingebettet werden. Lugones (2007) etwa macht auf die Rolle des Kolonialismus in der Auferlegung westlicher geschlechtsspezifischer Rollen auf indigene Bevölkerungen aufmerksam. Viele Kulturen haben lange Traditionen von mehr als zwei Geschlechtern, wie bspw. *two spirit* bei den Native Americans oder *mahu* bei den Native Hawaiians (Snow 2015; Independent Lens 2017). Oyěwùmí (2002) beschäftigt sich mit den geografischen Grenzen der westlichen Rollenbilder und zeigt anhand der westafrikanischen Yoruba Gesellschaft wie die bi-

näre Kategorisierung in Männer und Frauen von westlichen Kolonialmächten initiiert und importiert wurde: Vor der Ankunft der Kolonialmächte gab es die Idee von Geschlecht nicht in der derselben Art und Weise und die sozialen Pflichten wurden auf der Grundlage des Alters zugewiesen.

Die Betonung dieser kolonialen Komponente ist von besonderer Bedeutung, da westliche Länder, einschließlich Österreich, oft in ein Narrativ des linearen Fortschritts verfallen, bei dem die Akzeptanz von nicht-normativen sexuellen Orientierungen und Geschlechtsidentitäten als ein Merkmal der westlichen Moderne mobilisiert wird. Im öffentlichen Diskurs wird dies häufig dazu benutzt, nicht-westliche Kulturen zu stigmatisieren und den Fortschritt westlicher Nationen zu betonen (Rahman 2014). Ein postkoloniales Verständnis von Gender wirkt diesen limitierenden Darstellungen entgegen.

Fazit

Im Sinne einer inklusiven Forschung ist ein umfassenderes Verständnis von Gender erforderlich. Der Beitrag zeigt, dass die Repräsentation von Minderheiten wichtig ist, um genderqueere Lebensrealitäten zu normalisieren und Diskriminierung entgegenzuwirken. Obwohl quantitative Methoden oft ihre Grenzen bei der Darstellung nicht-binärer Lebensrealitäten in ihrer vollen Komplexität haben, ist es im Rahmen inklusiver Forschung von Bedeutung, diese dennoch einzubeziehen. Gleichzeitig können qualitative Methoden wichtige Lücken füllen und für ein umfassenderes Verständnis von geschlechtsbedingten Positionen sorgen. Darüber hinaus haben wir gezeigt, dass ein intersektionaler Ansatz wichtig ist, um die sich überschneidenden Formen von Unterdrückung zu berücksichtigen. Damit einher geht auch die Verpflichtung von Forschung und Politik, den Dialog um nicht-binäre Genderidentitäten in einen transnationalen Kontext einzubetten und die Instrumentalisierung im Kontext limitierender Darstellungen westlicher Einzigartigkeit kritisch zu hinterfragen.

Anmerkungen

- 1 Gender bezieht sich hier auf das soziale Geschlecht, das die Geschlechtsidentität und die damit verknüpften sozio-kulturellen Erwartungen umfasst (Sauer 2018).
- 2 Cisgender bezeichnet all jene, die sich mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren.
- 3 Während Intersektionalität Crenshaw zugeschrieben wird, ist auf die vorhergehende Arbeit schwarzer Feministinnen aufmerksam zu machen, wie dem Combahee River Collective und Angela Davis.

Literatur

- Ali, A./Sichel, C. E. (2018): Humanizing the scientific method. The crisis of connection: Its roots, strategies, and solutions, 211–230.
- Baker, A. C./Kroehle, K./Patel, H./ Jacobs, C. (2018): Queering the Question. In: *Child Welfare*, 96(1): 127–146.
- Barbour, R. (2008): *Doing focus groups*. London: SAGE.
- Bowleg, L. (2008): When black + lesbian + women ≠ Black lesbian woman: The methodological challenges of qualitative and quantitative intersectionality research. In: *Sex Roles*, 59: 312–325.
- Braun, V./Clarke, V. (2013): *Successful qualitative research: a practical guide for beginners*. London: SAGE.
- Burtscher, S./Spiel, K. (2020): „But where would I even start?“ Developing (gender) sensitivity in HCI research and practice. In: *Proceedings of Mensch und Computer 2020* (pp. 431–441). Association for Computing Machinery.
- Chanfreau, J./Cook, R./Lee, Z./Taylor, R. T./Väisänen, H. (2021): Beyond the binary variable: feminist quantitative analyses of gendered inequalities [Conference]. CRASSH. <https://www.crassh.cam.ac.uk/events/29787/>, 12.12.2023.
- Crenshaw, K. (1989): Demarginalizing the intersection of race and sex: A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist theory and antiracist politics. *University of Chicago Legal Forum*, 139–168.
- Davis, K. (2008): ‘Intersectionality as Buzzword: A Sociology of Science Perspective on What Makes a Feminist Theory Successful’. In: *Feminist Theory*, 9(1): 67–85.
- Fraser, G. (2018): Evaluating inclusive gender identity measures for use in quantitative psychological research. In: *Psychology and Sexuality*, 9(4): 343–357.
- Fish, J. N./Russell, S. T. (2018): Queering methodologies to understand queer families. In: *Family Relations*, 67(1): 12–25.
- Herd, G. (1996): *Third Sex Third Gender*. New York: Zone.
- Independent Lens. (2015): *A Map of Gender-Diverse Cultures*. PBS. https://www.pbs.org/independentlens/content/two-spirits_map-html/, 12.12.2023.
- James, S./Herman, J./Rankin, S./Keisling, M./Mottet, L./Anafi, M. (2016): *The report of the 2015 US Transgender Survey*. Washington, DC: National Center for Transgender Equality.
- Kattari, S. K./Whitfield, D. L./Walls, N. E./Langenderfer-Magruder, L./Ramos, D. (2016): Policing gender through housing and employment discrimination: Comparison of discrimination experiences of transgender and cisgender LGBTQ individuals. In: *Journal of the Society for Social Work and Research*, 7(3): 427–447. <https://doi.org/10.1086/686920#>
- Lessa, A. (2021): Always a little bit of an inconvenience, always a little bit of a curiosity“: Exploring the medicalisation and pathologisation of queer bodies in gynaecology. LSE Master’s Thesis.
- Lugones, M. (2007): Heterosexualism and the Colonial/Modern Gender System. In: *Hypatia*, 22(1): 186–219.
- Matsuno E./Budge S. L. (2017): Non-binary/genderqueer identities: A critical review of the literature. In: *Current Sexual Health Reports*, 9(3): 116–120.
- McLemore, K. A. (2014): Experiences with misgendering: Identity misclassification of transgender spectrum individuals. In: *Self and Identity*, 14: 51–74.
- Mithani, J. (2022): Data on trans people is hard to come by. This survey is changing that. The 19th. <https://19thnews.org/2022/11/us-trans-survey-data-research/>, 12.12.2023.
- Monro S. (2019): Non-binary and genderqueer: An overview of the field. In: *International Journal of Transgenderism*, 21;20(2–3):126–131.
- Montell, F. (1999): Focus group interviews: A new feminist method. *NWSA journal*: 44–71.
- Oyèwùmí, O. (2002): Conceptualizing Gender: The Eurocentric Foundations of Feminist Concepts and the Challenge of African Epistemologies. In: *Jenda 2*: 1–5.
- Puar, J. K. (2007): *Terrorist Assemblages: Homonationalism in Queer Times*. Durham, NC: Duke University Press.
- Rahman, M. (2014): Queer Rights and the Triangulation of Western Exceptionalism. In: *Journal of Human Rights*, 13(3): 274–289.
- Sauer, A. (2018): *LSBTIQ-Lexikon. Grundständig überarbeitete Lizenzausgabe des Glossars des Netzwerkes Trans*Inter*Sektionalität*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Scott, J. (2010): Quantitative methods and gender inequalities. In: *International Journal of Social Research Methodology*, 13(3): 223–236.
- Seidman, I. (2006): *Interviewing as qualitative research: A guide for researchers in education and the social sciences*. Teachers college press.

- Snow, J. (2015): What Native Hawaiian Culture Can Teach Us About Gender Identity. Yes Magazine. <https://kumuhina.com/blog/details/14161/what-native-hawaiian-culture-can-teach-us-about-gender-identity-yes-magazine>, 12.12.2023.
- Statistik Austria (2023): Scientific Use Files. STATISTIK AUSTRIA. <https://www.statistik.at/services/tools/services/amdc-mikrodaten-fuer-die-wissenschaft/scientific-use-files>, 12.12.2023. Unter ‚Integrationsbefragung‘ befindet sich ein zip file ‚Integrationsbefragung 2022‘, das die Dokumentation zur Bildung des Merkmals ‚Geschlecht mit der Ausprägung ‚Anderes‘ enthält.
- UK Office for National Statistics (ONS). (2021): Gender identity, England and Wales: Census 2021. <https://www.ons.gov.uk/peoplepopulationandcommunity/culturalidentity/genderidentity/bulletins/genderidentityenglandandwales/census2021#:~:text=The%20question%20asked%20%E2%80%9CIs%20the%20%25%20answer%20%E2%80%9CNo%20%E2%80%9D>, 12.12.2023.
- US Transgender Survey (2022): <https://www.ustransurvey.org/>, 12.12.2023
- Wilkinson, S. (1999): Focus groups: A feminist method. In: Psychology of Women Quarterly, 23: 221–244.
- Wilson, B./Meyer, I. (2021): Nonbinary LGBTQ Adults in the United States. UCLA Williams Institute. <https://williamsinstitute.law.ucla.edu/publications/nonbinary-lgbtq-adults-us/>, 12.12.2023.



www.gpa.at/mitglied-werden

ICH MACH MICH STARK!

Mit meiner Gewerkschaft GPA.

Du bist Angestellte/r und möchtest mehr Sicherheit im Job?

Dann mach dich stark und werde Mitglied in der Gewerkschaft GPA!

- Arbeitsrechtsschutz
- Berufshaftpflichtversicherung
- Arbeitslosenunterstützung
- Ermäßigungen bei Shopping und Freizeit

Mehr zu allen Vorteilen als Mitglied findest du hier:



gpa
MEINE
GEWERKSCHAFT